

Transpersonen: Minderheitenstress erhöht Depressivität und Suizidalität

Erfahrungen von Zurückweisung und sozialer Ausgrenzung belasten Transgender- und genderdiverse Personen erheblich. Dazu kommen sozialisationsbedingte internalisierte Transphobie und die Neigung, die eigene Geschlechtsidentität aus Scham und Angst zu verbergen. All das trägt zu einem erhöhten Risiko für psychische Störungen und Suizidalität bei.

Transpersonen und Gender-nonkonforme Personen sind laut Dr. Lieselotte Mahler, Psychiatrie, Theodor-Wenzel-Werk, Berlin, verstärkt so genanntem Minderheitenstress (Minoritätenstress) ausgesetzt. Definitionsgemäß tragen folgende drei Faktoren dazu bei:

- ▶ Externale, akut auftretende oder chronisch bestehende, objektiv belastende oder bedrohliche Ereignisse und Bedingungen.
- ▶ Die Erwartung solcher Ereignisse und die Aufmerksamkeit oder Wachsamkeit, die dafür aufgebracht wird.
- ▶ Internalisierte negative gesellschaftliche, religiöse oder moralische Grundannahmen.

Starke Effekte auf die psychische Gesundheit

Mangels geeigneter Erhebungen konnte man, so Mahler, bislang nicht verlässlich quantifizieren, wie stark Minderheitenstress die seelische Gesundheit der Betroffenen angreift. Ein systematisches Review untersuchte nun den Zusammenhang zwischen Minoritätenstress, Depression und Suizidgedanken bei Transgender- und genderdiversen Personen. Es bezog 85 Quer-

schnittsstudien mit durchschnittlich 502 (6–5.584) Teilnehmenden ein. Rund 70 % davon leben in Nordamerika. Die Metaanalyse kam zu dem Ergebnis, dass externaler Stress, die Erwartung von Zurückweisung und internalisierte Transphobie sowie Verheimlichung signifikant mit erhöhten Raten an Depressivität, Suizidgedanken und -versuchen assoziiert waren. Die höchste Effektstärke hatte der Einfluss von Zurückweisungserwartungen auf die Depressivität ($r = 0,35$; 95 %-Konfidenzintervall [KI] 0,28–0,41). Ähnlich starke Effekte hatten internalisierte Transphobie auf Depressivität ($r = 0,33$; 95 %-KI 0,24–0,40) und Zurückweisungserwartungen auf Suizidgedanken ($r = 0,30$; 95 %-KI 0,23–0,38). Zu einer erhöhten Rate an Suizidversuchen trugen vor allem externe Stressoren bei ($r = 0,21$; 95 %-KI 0,15–0,26) [Pellicane M] et al. Clin Psychol Rev. 2022;91:102113].

Selbstbestimmung zu jedem Zeitpunkt anerkennen

Diese und andere Studien belegen laut Mahler valide die Zusammenhänge zwischen psychischen Belastungen und Erkrankungen und erlebtem Minderheitenstress bei Transpersonen, sowie die Bedeutung eines unterstützenden, nicht-diskriminierenden sozialen Umfelds. In der psychotherapeutischen und psychiatrischen Begleitung von Transpersonen sei eine respektvolle, diskriminierungssensible therapeutische Haltung notwendig. Die Selbstbestimmung der Transperson müsse zu jedem Zeitpunkt der Behandlung anerkannt werden.

Dr. Thomas M. Heim

13. Psychiatrie-Update-Seminar, 24.–25.2.2023, Mainz. Online und on demand auf med-update.digital

Hohe Heritabilität der Schizophrenie bestätigt

Zwei große, in der Zeitschrift Nature publizierte genomweite Assoziationsstudien bestätigen die hohe Heritabilität der Schizophrenie. Mutmaßlich relevante Risikogene werden verstärkt in Neuronen des ZNS exprimiert und sind an der Neubildung und funktionellen Steuerung von Synapsen beteiligt.

„Die Forschung großer Konsortien anhand enormer Fallzahlen hat unser Verständnis der Genetik psychiatrischer Erkrankungen erheblich erweitert,“ erläuterte Prof. Dr. Werner Strik, Psychiatrie, Universität Bern, Schweiz. Die in genomweiten Assoziationsstudien (GWAS) gewonnenen Erkenntnisse zeigen Strik zufolge, dass psychische Störungen auf keine einfache, monogenetische Kausalkette zurückzuführen sind. Vielmehr seien die damit assoziierten genetischen Profile stark heterogen und weisen breite Überlappungen zwischen verschiedenen Krankheitsentitäten auf. Die stärksten Korrelationen von Genfunktion und

Pathogenese habe man bei seltenen Genvarianten gefunden. Für die Schizophrenie habe dies vor kurzem das Konsortium SCHEMA (Schizophrenia Exome Sequencing Meta Analysis) anhand der Exomsequenzen von 24.248 an Schizophrenie Erkrankten bestätigt [Singh T et al. Nature 2022;604:509-16]. Als Kontrolle dienten die Exomsequenzen von 97.322 Personen ohne psychische Vorerkrankungen. Laut dieser Metaanalyse gehen zehn besonders seltene Varianten mit einem 3- bis 50-fach erhöhten Risiko (Odds Ratio, $p < 2,14^{10^{-6}}$) für Schizophrenie einher. Varianten in weiteren 32 Genen waren mit hoher Wahrscheinlichkeit mit einem erhöhten Schizophrenierisiko assoziiert. Die Rate falscher Zuordnungen (False Discovery Rate) lag bei diesen 32 Genen unter 5 %, das heißt deren Spezifität in Bezug auf die Risikoprädiktion ist als relativ hoch einzuschätzen.

Indizien für Beteiligung des glutamatergen Systems

In ZNS-Neuronen zeigte sich die stärkste Expression der beschriebenen Risikogene, wo sie maßgeblich an der Bildung und